- kritisches überparteiliches Campusmagazin -

des Friedrichs Wilhelm

Zeitschrift für alle Fakultäten

No. 61
18.05.20

Sprache

Hintergründe der Krisenvokabeln

Unterhaltung

Empfehlungen der Redaktion

Podcasts

Wer soll das alles hören?

Online-Ausgabe

Aufgrund des verschobenen Semesterbeginns
erscheint diese Ausgabe nur in digitaler Fassung.

AStA Universität Bonn

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

Auch diese Ausgabe nimmt ihren Ausgangspunkt vom alles beherrschenden Thema. Schließlich bringt es immer wieder Neues hervor, wie zum Beispiel seine eigene Krisensprache. Ob diese wirklich so eigen ist und was hinter Begriffen wie „systemrelevant“ oder „Stresstest“ steckt, analysiert für euch Jan. Neben solcher oft martialischer Sprache im öffentlichen Diskurs drückt sich auch in der Welle an Podcasts, die zur Zeit das Internet fluten, ein Ausdrucksüberfluss aus, findet Ronny. In seinem Kommentar „Dieser eine Corona-Podcast“ bespricht er, was es eigentlich nicht gebraucht hätte und was ihr unbedingt hören solltet. Helene beschreibt an anschaulichen Eigenerfahrungen die nonverbale Seite von Kommunikation, die sich durch die Maskenpflicht erschwert und das versichernde Lächeln umständlich macht. Wir haben diese Ausgabe also wieder allerhand geschrieben. Dabei stellt sich die Frage, ob fw-Redakteur*innen auch einfach mal nur lesen oder zusehen. In unserem kleinen Ratgeber mit Leseempfehlungen könnt ihr herausfinden, was die Lieblingsbücher- und Serien der Redaktion sind.
Doch woher soll man für all das die Ruhe und Inspiration nehmen? Tom findet: Auf dem Friedhof. Die Ruhe bringt einen zur Einkehr, die Verwitterung zum Nachdenken und die Gräber von Promis zum Träumen.

Viel Spaß beim Lesen :)

Clemens Uhing

In dieser Ausgabe:

Historie — **Pandemisch gesagt** — Über Worte und Wörter in den aktuellen Debatten — 3

Gesellschaft — **Corona-Podcasts** — Wie ein Überangebot dazu führen kann sich neue Grenzen setzen zu müssen — 8

Gesellschaft — **Smile!** — Eine Aufforderung an uns alle. — 12

Kultur — **Viel Zeit durch Corona?** — Die Redaktion stellt euch ein paar Bücher und Serien vor — 14

Gesellschaft — **Mehr als ein Ort der Ruhe** — Der Friedhof ist der bessere Park. Hier zu spazieren macht den Kopf frei und entspannt. — 16

Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Helene Fuchshuber
Samuel F. Johanns
Milan Nellen
Julia Pelger
Tom Schmidtgen
Clemens Uhing

V.i.S.d.P.:

Sander Hartkamp
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die nächste Ausgabe des Friedrichs Wilhelm erscheint im

08. Juni 2020

Pandemisch gesagt

Über Worte und Wörter in den aktuellen Debatten

Von Jan Bachmann

Devisenvamp, Fettlücke oder Otto Normalverbraucher - große Krisen bringen stets auch Wörter mit sich, die neu geschaffen werden oder eine andere Bedeutung erhalten. In der aktuellen Krise ist dies nicht anders. Auszusetzen ist daran freilich nichts. Problematisch wird es erst, wenn Begriffe verwendet werden, von denen unklar ist, was sie überhaupt bedeuten, unter denen folglich verschiedene Menschen Verschiedenes verstehen, da unter dieser Voraussetzung eine zielführende Diskussion über die Situation unmöglich wird. Für Diskussionsorgien gilt das erst recht. Framing spielt in der aktuellen Krise, die uns vor in unserer Generation unbekannte Herausforderungen stellt, eher eine untergeordnete Rolle. Bis jetzt.

Begriffsrecycling

Auffällig ist, dass viele der aktuell verwendeten Begrifflichkeiten bereits während anderer Krisen in den letzten Jahren verwendet wurden: Gelegentlich hört man etwa die Aussage, die derzeitige Pandemie sei ein Stresstest für das Gesundheitssystem. Passenderweise stammt der Begriff dann auch ursprünglich aus der Humanmedizin und beschreibt einen Test, bei dem Reaktionen auf Stress gemessen werden. Eine neue Bedeutung erhielt er 2011 bei der Diskussion um das umstrittene Stuttgart 21-Projekt. Die Bahnbetriebssimulationen, mit denen die Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit von Bahnhof und Gleisanlagen bestimmt werden sollten, wurden so genannt. Nach der Finanzkrise wurde der Begriff auch für Simulationen zur Risikoanalyse in der Finanzwirtschaft gebraucht. Die aktuelle Pandemie ist zwar geeignet, die Belastbarkeit eines Gesundheitssystems - und schlimmstenfalls auch deren Grenzen - aufzuzeigen, dennoch ist der Begriff völlig deplatziert, da die aktuellen Belastungen und auch die furchtbaren Überforderungen der Gesundheitsfürsorge in einigen Gebieten eben kein Test sind, sondern der bereits eingetretene Ernstfall.

Der Begriff “Shutdown” wird weithin für die Einschränkung des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, religiösen oder kulturellen Lebens verwendet. Sicherlich dürfte der Begriff noch vom letzten Government Shutdown, womit die zwangsweise Schließung der Bundesverwaltung in den Vereinigten Staaten von Amerika im Januar des vergangenen Jahres bezeichnet wird, bekannt sein.

Systemrelevanz

Aus der Finanzkrise stammt auch das Wort „systemrelevant“, das uns zur Zeit ja ziemlich häufig begegnet. Obwohl etwas, das relevant ist, zwar wichtig, aber keineswegs notwendig ist, wurden ursprünglich Geldinstitute, die zu groß bzw. bedeutend für das Finanz- oder Wirtschaftssystem sind, so bezeichnet, um bankrott gehen zu können. Damit, dass dieser Begriff nun auf Berufsgruppen wie Krankenpfleger*innen oder Kassierer*innen in Supermärkten angewandt wird, soll wohl die - durchaus einleuchtende - Aussage getroffen werden, dass Menschen, die in diesen Bereichen arbeiten, eine mindestens ebenso wichtige Funktion haben wie eine Bank und folglich auch (finanzielle) Anerkennung verdienen.

Auf die Diskrepanz zwischen der Bedeutung der Arbeit und den Arbeitsbedingungen einschließlich der Entlohnung in der Krankenpflege und anderen Bereichen hinzuweisen, ist - übrigens nicht erst seit der Corona-Krise - sehr berechtigt. Wirklich passend ist der Begriff jedoch nicht. Unklar ist etwa, auf welches System sich die Relevanz beziehen soll, das Gesellschaftssystem, das Gesundheitssystem oder das Wirtschaftssystem, um nur einige zu nennen. Ohnehin werden in den Krankenhäusern ja auch meistens keine Systeme behandelt und gepflegt, sondern Menschen, und für diese Menschen ist die Tätigkeit der Pfleger*innen lebenswichtig, wenn nicht sogar überlebenswichtig. Diese Begriffe sind also wesentlich passender. Der Unterschied zwischen beiden Wörtern besteht darin, dass sich überlebenswichtig eher auf eine konkrete Gefahr oder Bedrohung des Lebens bezieht, wohingegen etwas lebenswichtig ist, dass grundsätzlich für den Erhalt des Lebens notwendig ist. Überlebenswichtig für die Betroffenen sind oft auch Frauenhäuser, die ihre Tätigkeit in der Krise oft stark einschränken mussten, die aber nicht erst seit der Krise chronisch unterfinanziert sind. Hier würden schon im Vergleich zum gesamten Staatshaushalt gerade zu lächerlich

kleine Summen vielen Frauen und auch Kindern helfen, Gewalt und Misshandlungen entkommen zu können. Dass Franziska Giffey jüngst auf diese Missstände hinwies und auch konkret handeln möchte, ist sehr zu begrüßen. Ihre Aussage, Frauenhäuser seien systemrelevant beschreibt aber leider eine Wirklichkeit, die die unsere nicht ist. Zu keinem Zeitpunkt hatte es hierzulande jemals Auswirkungen auf irgendein gesellschaftliches System, wenn Frauen nicht vor Gewalt geschützt wurden. Dass Frauen nicht geschützt wurden, war und ist ganz im Gegenteil die Regel.

... seit dem Krieg

Zumindest als historisches Datum wird auch in Deutschland auf den Zweiten Weltkrieg Bezug genommen. Die Corona-Krise sei die schlimmste Krise seit dem Krieg, liest man von allen Seiten, und tatsächlich stellt sie beispielsweise Berlin-, Quarz-, oder Ölkrise in den Schatten. Der Vollständigkeit halber sei in diesem Zusammenhang aber auch darauf hingewiesen, dass in weiten Teilen Bonns selbst während der Kampfhandlungen bei der Einnahme der Stadt durch die amerikanische Armee am 7. März 1945 die Geschäfte durchgehend geöffnet waren.

Nicht wie im Krieg?

Gefeiert wird hierzulande nicht nur das überlegene Krisenmanagement, dass Deutschland zu dem Favoriten für den Titel des Corona-Weltmeisters macht, sondern auch der Verzicht auf einen allzu deutlichen Bezug auf den Krieg in der politischen Debatte. Dass Angela Merkel - anders als die Regierenden in anderen Staaten - in ihrer Ansprache an das Volk auf Kriegsrhetorik verzichtete, sei - so konnte man es in zahlreichen Zeitungen lessen - ihrer bedächtigen, unaufgeregten und lösungsorientierten Art Politik zu machen geschuldet. Sie sei nicht so martialisch wie mancher Kollege. Dies mag sicherlich zu einem Teil als Begründung herhalten können, man darf jedoch keinesfalls vergessen, dass die Bezugnahme auf Kriege in Deutschland eine völlig andere Bedeutung hat als etwa in Großbritannien oder Frankreich, weil die Rolle, die Deutschland in den beiden Weltkriegen, insbesondere im letzten, gespielt hat eine grundlegend andere ist. Deutschland überfiel andere Staaten, es ging darum andere Völker zu unterwerfen und es ging darum, die jüdische Bevölkerung Europas zu ermorden. Dass etwa die Briten im so düsteren Jahr 1940 weiter der Bedrohung durch die Deutschen trotzten und auf verloren scheinendem Posten weiterhin die Fahnen von Demokratie und Freiheit hochhielten, ist eine Leistung, für die man nicht nur dankbar sein muss, sondern auch eine Leistung, auf die sich die englische Königin in ihrer Fernsehansprache völlig zu recht bezogen hat. Aus nicht-deutscher Perspektive ist die Bezugnahme auf den Krieg keineswegs martialisch, sondern vielmehr naheliegend: Albert Camus etwa wählt 1946 in seinem gleichnamigen Roman die Pest - also eine Krankheit - als Metapher, um sich mit den Geschehnissen des Zweiten Weltkriegs literarisch auseinanderzusetzen.

Doch wie im Krieg?

Natürlich sind Krieg und Pandemie etwas grundsätzlich anderes. Da aber Menschen auf Gefahren, ganz gleich, ob sie nun wie die Pandemie aus der Natur stammen, oder wie bei einem Krieg von anderen Menschen ausgehen, ähnlich reagieren, existieren jedoch in einigen gesellschaftlichen Verhaltensweisen auch in Deutschland gewisse Parallelen zwischen der Pandemie und dem Krieg, wie er sich für einen Angegriffenen darstellt:

Alle Menschen sind durch die Pandemie bedroht und von den massiven Einschränkungen der Grundrechte betroffen, die das Virus eindämmen sollen. Dass fast die gesamte Gesellschaft geschlossen ein Ziel verfolgt, war tatsächlich das letzte Mal im Weltkrieg der Fall, dass es sich dabei jedoch um ein im Sinne der Menschheit erstrebenswertes Ziel handelt, ist dagegen in Deutschland ein Novum. In den Medien wird an die Verantwortung jede*r Einzelnen appelliert, einen Beitrag zur Bekämpfung der Pandemie zu leisten. Im öffentlich-rechtlichen Rundfunk werden „Helden des Alltags“ vorgestellt, was bestimmten Berufsgruppen nicht nur – sehr berechtigte – Anerkennung bringen, sondern wohl auch das Publikum motivieren soll. Eine verblüffende Ähnlichkeit gibt es zwischen den Konzerten, bei denen Musiker*innen künstlich zu einem Chor zusammengeschaltet werden, und den Ringsendungen während des Krieges, in denen Soldaten von allen Fronten gleichzeitig Weihnachtslieder trällerten. Natürlich soll – um das noch einmal zu betonen – dies hier nicht gleichgesetzt werden, weil doch der Zweck ein anderer ist.

Das Beste und das Schlimmste

Das Hamstern hingegen ist heute genau wie damals asozial. Kommentiert wurde es in der aktuellen Diskussion nicht selten damit, dass in dieser Krise das Beste – etwa die Hilfsbereitschaft - und das Schlechteste – der rücksichtslose Egoismus - im Menschen zu Tage treten. Diese Formulierung ist zwar äußerst wohlklingend, inhaltlich aber völliger Unsinn. Rücksichtsloser Egoismus ist zwar eine üble Eigenschaft, aber noch bei weitem nicht das schlimmste von dem, was an Menschen hervortreten kann.

Die Fachsprache

In dieser Krise begegnen uns - wie in anderen Krisen auch - technische Begriffe und wissenschaftliche Fachausdrücke, die die Lage beschreiben und um die in den letzten Tagen eine heftige Diskussion entbrannt ist. So

»Dass fast die **gesamte Gesellschaft** geschlossen ein **Ziel** verfolgt, war tatsächlich das letzte Mal **im Weltkrieg** der Fall, dass es sich dabei jedoch um ein **im Sinne der Menschheit** erstrebenswertes Ziel handelt, ist dagegen **in Deutschland ein Novum**«

kritisierte Armin Laschet, dass sich die Zielvorgaben, die mit zur Begründung der Einschränkung unserer Grundrechte herangezogen wurden, mehrfach geändert hätte. Ging es am Anfang darum, Zeit zu gewinnen, um das Gesundheitssystem auf die Pandemie vorzubereiten (die Kurve runterdrücken), ging es danach um die Verdoppelungszeit. Wenn diese einen Wert von zehn, später dann 14 Tagen erreicht hätte, könne man über Lockerungen reden, inzwischen aber sei es entscheidend, die Reproduktionsrate unter einem Wert von eins zu halten.

Es ist eine Zeitkrankheit, zu meinen, die durchaus komplexe Wirklichkeit mit einer Hand voll Zahlen oder einem sog. Ranking erfassen zu können. So wird dem dann auch entgegengehalten, dass sich ein komplexes Infektionsgeschehen eben nicht anhand einzelner Kenngrößen beschreiben lasse, sondern dass sich die Parameter nach denen die Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie orientieren sollen, eben auch mit dem Verlauf des Geschehens ändern. Dies trifft natürlich zu, geht aber am Thema vorbei.

Einschränkungen verlängern oder keine Lockerungen beschließen

Die Entscheidung, die Grundrechte der Menschen einzuschränken, ist eine politische - die Entscheidung, wie lange diese Einschränkungen bestehen bleiben, natürlich auch.
Tatsächlich wurden die Einschränkungen damit begründet, Zeit gewinnen zu wollen, um das Gesundheitssystem nicht zu überlasten. Davon, das Infektionsgeschehen soweit zurückzudrängen, dass wieder jeder einzelne Ausbruch zurückverfolgt und eingedämmt werden könne, war nie die Rede. Tatsächlich erklärte Helge Braun, der Chef des Kanzleramts, am 23. März, als die Kontaktbeschränkungen beschlossen wurden, dass diese zunächst für zwei Wochen gelten würden. Die Entscheidung, ob diese Maßnahmen dann verlängert würden, hänge davon ab, ob zu diesem Zeitpunkt die Infektionszahlen sänken. Inzwischen sinkt die Zahl der Neuinfektionen, die Zahl der Erkrankten sinkt ebenfalls (die Zahl der Infizierten kann hingegen gar nicht sinken, da auch die Genesenen und Verstorbenen hier mitgezählt werden).
Dass man seitens der Regierung von diesem Ziel Abstand genommen hat ist - wie gesagt - eine politische Entscheidung, die man natürlich treffen kann, dann aber auch vertreten muss, wozu man jedoch mehr braucht, als eine Zahl.

Sonst entstehen nur Misstrauen und Verärgerung. Man fragt sich beispielsweise, was geschehen soll, wenn man die Pandemie dann tatsächlich soweit zurückgedrängt hat, dass jeder Ausbruch verfolgbar ist: Wie gedenkt man diesen Zustand zu erhalten, bis es dereinst im nächsten oder übernächsten Jahr einen Impfstoff gibt? Ohne fortdauernde Grundrechtseinschränkung wäre dies wohl kaum möglich, diese ist aber über einen solchen Zeitraum kaum verhältnismäßig und prak-

Karikatur: Jan Bachmann

Krieg und Krankheit, Albert Camus verwendet die Pest als Metapher für den Zweiten Weltkrieg

tisch auch nicht durchsetzbar.

Sehr interessant in diesem Zusammenhang ist übrigens, dass man vor einem Monat noch darüber diskutierte, ob die Einschränkungen verlängert werden oder nicht während man jetzt darüber spricht, ob sie gelockert werden oder nicht. Dieser Wechsel in der Betrachtungsweise ist nicht unproblematisch, da - ganz unabhängig davon ob die Maßnahmen zur Zeit angemessen sind oder nicht - stets die Verlängerung der Maßnahmen aufs neue begründet werden muss, die Lockerung hingegen nicht. Angesichts des Ausmaßes der Einschränkungen darf der Status Quo niemals als Normalzustand angesehen werden.

Von Sterberaten und Triage

Auch die Sterberaten sind Größen, die uns aktuell begegnen. Für die wissenschaftliche Analyse der Pandemie sind sie von großer Bedeutung, denn sie können dabei helfen, Erkenntnisse zu gewinnen, die bei der Bekämpfung der Krankheit helfen. Teilweise erinnerte die Diskussion über die Zahl der Verstorbenen, insbesondere dann, wenn die niedrige Sterberate in der Bundesrepublik mit der in anderen Ländern verglichen wird, an eine Partie Autoquartett. Das ist keinesfalls angemessen.

In Anbetracht der schrecklichen Lage in Italien, wo Ärzt*innen aufgrund fehlender Beatmungsgeräte darüber zu entscheiden hatten, wer versorgt werden kann und wer nicht, kam es auch in Deutschland zu einer Diskussion über die sog. Triage, dem Verfahren, nach dem in einer solchen Zwangslage entschieden wird, welche*r Patient*in beatmet wird, und welche*r nicht.

Es ist sicher nur allzu verständlich, dass kein Mensch eine solche Entscheidung zu treffen gezwungen sein will und das sich Ärzt*innen Richtlinien wünschten, nach denen man in einer solchen Situation entscheiden kann. Es ist gut, dass diese Diskussion nur sehr kurz geführt wurde, und dennoch wären manche Beiträge zur Debatte wohl besser unausgesprochen geblieben. Einzige Richtschnur bei einer solchen Entscheidung darf immer nur die Wahrscheinlichkeit des Behandlungserfolges sein - sonst nichts. Das Alter einer Person darf demnach nur insofern eine Rolle spielen, wie es sich auf den Behandlungserfolg auswirkt.

Der Wert eines Lebens begründet sich schon durch seine Existenz. Gerade jetzt, wo so vieles ungewiss ist, ist es doch umso wichtiger, zumindest diese Gewissheit zu haben. So kann man dann auch jene Menschen bedauern, zu denen diese Gewissheit noch nicht durchgedrungen ist. Wer jetzt an den Einschränkungen kritisiert, dass sie nur das Leben jener Menschen verlängern würden, die ohnehin in einem halben Jahr tot seien, der wird vielleicht einmal, wenn er älter und hoffentlich weiser ist, erkennen, wie menschenverachtend so eine Aussage ist. Falls nicht, macht das aber nichts, denn irgendwann wird ja auch er sowieso tot sein. Genau wie übrigens wir alle, was ebenfalls gewiss ist. ◀

▶ Dieser eine Corona-Podcast

Zu viel des Guten tut mir nicht nur gut

von Ronny Bittner

Liebe Podcaster*innen, mal Hand auf's Mikro: Wer soll das eigentlich alles hören? Gut, man kann anhand der Podcasts nachvollziehen, welcher Wochentag eigentlich gerade ist, aber benötigen wir immer alles von allen aus erster Hand zur Krise? Und auch noch von denen, die selbst zugeben nur Fragen ohne Antworten zu haben?

Podcasts zu wissenschaftlichen Themen sind besonders hörenswert, wenn ausgebildete Journalist*innen mit ausgebildeten Wissenschaftler*innen oder im Berufsfeld aktiven Expert*innen in unaufgeregtem Ton sachlich über – in diesem Fall – das Virus, die besten Schutzmaßnahmen oder wie das alles weitergehen soll sprechen. Komisch, niemand von denen vermisst die Bundesliga. Sind das Fußballmuffel? Bestimmt. Wobei: Was sagen eigentlich Fußball-Podcasts wie z.B. der Rasenfunk (Link) zu einer möglichen Fortsetzung der Bundesliga? Spoiler: Eher nicht so geil. Der Fußball-Ultras-Mythos, dass es sich hier nur um gewaltbereite Chaoten handle, wird nun auch mal medial ein wenig korrigiert, aber es bleibt zäh. Hier seien beispielsweise die „Heile Heile Gänsje"-Aktionen der Mainzer Fans, Einkaufsbring-Angebote der Düsseldorfer Fans oder die Banner von Ultra-Fans vor Kliniken in verschiedenen Städten als Positivbeispiele genannt.

Die vielleicht beste Erkenntnis aktuell: Wissenschaftler*innen wird in der Öffentlichkeit mehr zugehört. Bleibt zu hoffen, dass dies auch auf andere Themenbereiche abfärbt. Die schlechte Nachricht: Journalist*innen (und die, die sich dafür halten) haben eintrainierte Reflexe nicht im Griff und beginnen nun, diese Expert*innen gegeneinander auszuspielen, unterstellen eigenes Machtstreben oder schaffen durch Verkürzungen Missverständnisse.

Obwohl sie keinerlei Anspruch darauf erheben – und sogar im Podcast eingestehen, wenn sie zu einer anderen Ansicht gelangen als zwei Wochen zuvor (z.B. Prof. Dr. Christian Drosten zum Thema Schutzmasken) – muss man sagen: Virologen und andere Experten haben aktuell Macht, sie beraten weltweit Entscheidungsträger oder versuchen es zumindest. Politiker*innen, die sich beraten lassen? Ich zumindest bin da doch relativ froh, dass sie Entscheidungen nicht aus dem Bauch heraus treffen. Und man könnte schlechtere Wahlen treffen als den Leiter der Berliner Charité, der wissenschaftlich weltweit anerkannt ist. Solche Situationen sind für andere Expert*innen unbefriedigend, da es auch in jeder Wissenschaft Konkurrenz und Geltungsbewusstsein gibt, aber das Schöne an der Wissenschaft ist, dass man die Behauptungen immer auch belegen muss, sie Überprüfungen standhalten und bei neuen Erkenntnissen auch alte Standpunkte revidiert werden. Für eine Boulevardisierung sind diese Diskursmodelle pures Gift, weshalb sie gelegentlich einfach ignoriert werden.

Vom Überangebot erschlagen

Zu Beginn war es für mich noch in Ordnung, jeden Tag eine neue Folge des „Coronavirus-Updates" (Link: https://www.ndr.de/nachrichten/info/podcast4684.html) von NDR Info mit Prof. Dr. Drosten zu hören, auch die erhöhte Schlagzahl von „Fest und Flauschig" fand ich zunächst gut. Heute jedoch bin ich vom übersättigten Corona-Podcast-Angebot regelrecht erschlagen. Mittlerweile sendet besagter Podcast auch nicht mehr jeden Tag, Prof. Dr. Drosten hadert sehr mit den Medien und dem Bild, das von ihm erzeugt wird. Was als populärwissenschatfliche Aufklärung zum Corona-Virus gedacht ist, wurde in den letzten Wochen zunehmend zu einem – von vielen Seiten empfohlenen – Podcast, „den man sich mal anhören solle um sich zu informieren", und tatsächlich werden dort verschiedene Themen rund um das Virus angenehm differenziert behandelt. Das mag zwar wie ein trivialer Standard erscheinen, bei einem Blick auf YouTube und die teils absurd-groteske Berichterstattung von BILD oder Welt bin ich zumindest sehr froh über einige Angebote im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Headsets und Heimstudio-Technik haben durch die Quarantäne-Situation großen Absatz gefunden, viele Geräte sind erst in Wochen wieder lieferbar oder ganz ausverkauft, was auch, aber nicht nur dem Home Office und den Konferenzen zugeschrieben werden kann, schließlich hat heute jedes Mobilgerät eine

Foto: TheAngryTeddy (Pixabay)

Kamera mit Mikrofon und Lautsprecherausgabe. Für Künstler, die das Auftreten vor Publikum und den Applaus brauchen, ist nicht nur eine wichtige Einkommensquelle, sondern auch die Affirmation und Partizipation anwesender Menschen weggebrochen, ohne die sich Comedy oder Musik schnell wie in einem Vakuum anfühlen kann. Ob nun Ottos „Alleen to Huus“ (aktuell 22 Teile und ein Wunschkonzert) oder die unzähligen Heimaufnahmen bekannter Künstler, man kann sich das gar nicht alles anhören, wenn man noch irgendetwas im Home Office schaffen möchte – immerhin kann man das meiste nachhören, sofern man dafür die Zeit findet. Ein für mich besonders schönes Beispiel: Selten wird die Melancholie elektronischer Tanzmusik so schön greifbar wie in den leeren Clubs mit flackernden Lichtern, in denen DJs für „United We Stream“ (Link) auflegen, eine Reihe des TV-Senders Arte. Bei diesen noch ganz schönen Begleiterscheinungen habe ich letztlich den Anschluss verloren, es sind einfach zu viele.

Kommuniziertes Nichtwissen – Blubb!

Richtig schlimm wird das Online-Angebot, wenn Menschen, die beruflich mehr mit Meinung als mit Fakten zu tun haben, auf ihre eigene Art einen Corona-Podcast gründen und dort offen zugeben, sich gemeinsam zu wundern, aber eben kein Faktenwissen zu haben. Für sie müsse es auch möglich sein, eine andere Meinung zu haben als die von Experten diktierte, verstehen Sie? Wenn sich Jakob Augstein und Jan Fleischhauer wenigstens für die Antworten auf ihre Fragen interessieren würden, wäre ihrem Podcast „The Curve“ (Link: https://www.focus.de/politik/deutschland/schwarzer-kanal/neuer-podcast-von-jan-fleischhauer-the-curve-leben-in-der-corona-welt-jakob-augstein-reagiert-auf-shitstorm_id_11862948.html) sehr geholfen. Stattdessen wird geraunt und gefragt und gefragt und geraunt sich mit bemerkenswerter Ausdauer dumm gestellt. Es gibt Menschen, die dann noch versuchen, mit Links zu den Videos von Mai Thi Nguyen-Kim zu antworten, aber es geht um Gefühle und Narrative. Erlauben sich die da oben nicht zu viel? Ist das alles eine gelenkte Agenda um Grundrechte auszuhebeln? Die Folge vom 22.04.2020 trägt den Titel „Ist das Virus die Strafe für ein falsches Leben?“ – ich kann nicht mal mehr darüber lachen.

Völlig absurd erschienen mir die Berichte zur Studie im Kreis Heinsberg. Immerhin hat man mit der PR-Agentur „Storymachine“, zu deren Mitgründern Kai Diekmann (ehem. Bild-„Zeitung“-Chefredakteur) zählt, gleich mit Agenda-Experten zusammengearbeitet. Zu transparent war der Versuch, durch Zwischenergebnisse eine wissenschaftliche Grundlage für Lockerungen in NRW zu inszenieren, aber zum Glück verläuft die Auswertung wissenschaftlicher Studien in der Regel anders als sich manche das in diesem Fall vermutlich gewünscht hätten. Wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit wurde hier medial ein Bärendienst erwiesen. Es zeigt, wie sehr Wahlkampf in die Krisen-Handlungen von Armin Laschet oder Markus Söder hineinspielt und auch, wie groß die Sehnsucht nach Lockerungen bei vielen Menschen ist.

Die conditio humana will es, dass wir Emotionen den Fakten vorziehen. Wie geht es den Menschen in der Quarantäne-Situation? Welche Dramen erleben Auslandssemester-Studierende? Wieviel Unverständnis kann eine Pressekonferenz des Präsidenten der USA eigentlich hervorrufen? Am Lagerfeuer möchte der Mensch gern Geschichten hören, nicht mit trockenen Fakten rational Situationen analysieren. Lagerfeuer sind gerade schwierig, hier helfen Podcasts aus. Die kann man hören wann man mag, kann nebenher mit dem Haustier raus, Klopapier stapeln oder Heimsport betreiben und fühlt sich doch nahe bei den Gesprächspartner*innen, was in der Isolation auch gut gegen Einsamkeit helfen kann.

Dass man auch auf gute Art und Weise über Emotionen und Psyche während der Corona-Krise sprechen kann, zeigen Podcasts wie „Corona Psychologie“ (Link) von MDR Sputnik, das „Philosophische Radio“ (Link) des WDR oder auch „Was denkst du denn?“ (Link), von dem ich besonders die Folgen 85 und 83 zum Thema empfehle.

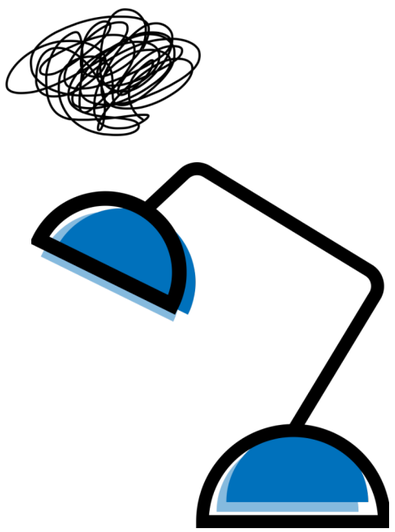
Meldungen über den Präsidenten der USA ignoriere ich übrigens seit Wochen, die verrücktesten Dinge werden mir ohnehin erzählt. Selten war Irrsinn so unverblümt als solcher erkennbar. In den letzten Tagen musste ich feststellen, dass ich nur noch ein paar seriöse Quellen ertrage, bevor ich wirklich schlechte Laune bekomme und Gegenstände anschreie. Meine Lampe redet seit drei Tagen nicht mehr mit mir.

Ich habe Grenzen

Darf ich von alledem überfordert sein? Ich finde: Ja, das für uns alle die erste Pandemie.
Bin ich tatsächlich verpflichtet, mir alles anzuhören, durchzulesen und (am besten live) anzuschauen? Nein. Aber ich sehe es als meine Verantwortung, als Teil der Gesellschaft ein wenig Energie darein zu investieren zu verstehen, was aktuell los ist, um nicht zur Gefahr für andere zu werden. Das kann durch eine Nachrichtensendung oder einen Corona-Podcast oder einen Zeitungsartikel passieren, aber bitte bitte mehr als eine Quelle. Hierfür muss immer wieder gefiltert werden, welche Information warum wo wie für mich wichtig ist und besonders welche nicht – Medienkompetenz im Stresstest. ◀

»In den **letzten Tagen** musste ich feststellen, dass ich nur noch **ein paar seriöse Quellen** ertrage, bevor ich wirklich **schlechte Laune** bekomme und **Gegenstände anschreie**.

Meine Lampe redet seit drei Tagen nicht mehr mit mir. «



Stellen wir uns einfach vor, das wäre der Rhein. *Foto: Bradley Hook (Pexels)*

▸ Smile!

Ein Plädoyer für ein Lächeln

von Helene Fuchshuber

Auf der anderen Seite ist das Gras viel grüner. Sagt man so. Und heißt ein Buch, das ich nie gelesen, ein Film, den ich nie gesehen habe. Auf der anderen Seite scheint die Sonne auch doller und ist überhaupt weniger Schatten.

Ich sitze am Rhein, schaue auf die andere Seite und beschließe, dass ich es wage. Ich werde die Seiten wechseln. Denn auf der anderen Seite des Rheins ist nachmittags einfach mehr Sonne! Schon am Anfang der Brücke kapituliere ich und schiebe mein Rad. Strahlend blauer Himmel über mir. Der Fluss unter mir. Sonne im Rücken. Und dann: Gegenverkehr. Während ich mich innerlich vorbereite (erhöhter Schwierigkeitsgrad dank Fahrrad), mich auf das obligatorische Wegdrehen, Schultern hochziehen und Luftanhalten gefasst mache, passiert ein kleines Wunder. Der Mensch, der mir entgegen kommt, lächelt. Es ist ein verhaltenes Lächeln, die Situation trotzdem noch komisch. Aber je näher wir uns kommen, desto mehr müssen wir grinsen. Aus dem Lächeln wird ein Lachen. Aneinander vorbei merke ich, wie ich weiter vor mich hin grinse.
Schade daran ist nur, dass diese kleine Selbstverständlichkeit mir wie ein Wunder vorkommt.

Denn wir tragen Masken, wenn wir in Läden gehen. Viele mittlerweile ganz alltäglich und immer. Im Laden schieben wir Einkaufswägen vor uns her. Nicht, weil wir sie zum Transport einer einzelnen Gurke wirklich brauchen, sondern um zu zeigen, das ist mein personal space. Plexiglasscheiben trennen uns von den Kassierer*innen. Auf schmalen Gehsteigen schlagen wir Bögen um uns herum. Halten die Luft an, schauen weg, wenn wir aneinander vorbei gehen. Als wäre Blickkontakt allein schon ansteckend. Alles schreit wortlos: Abstand. Nicht näherkommen. Ich will nicht mit dir reden.

Nachbarn zeigen ihre Nachbarn an, weil in deren Gärten Kinder aus verschiedenen Familien miteinander spielen. Und weil ihre Homeoffice-Ruhe gestört wird. Am Rheinufer sitzen fröhliche Menschen mit Bier, während sich andere darüber aufregen, dass sie aber nicht genau 1,5 Meter Abstand halten. Auf dem Frankenbadplatz verteilte Menschengrüppchen halten ihre Nasen in die Sonne, bis das Ordnungsamt kommt. Alle rutschen auseinander.

Und ich mag dieses Bild, das wir so von unserer Gesellschaft schaffen, nicht. Mag den Gedanken des Sich-Separierens nicht.

Ich finde durchaus, dass Abstand halten gerade sinnvoll ist. Ich habe auch Angst, dass ein zu fixes Lockern der Bestimmungen zu einer heftigen zweiten Welle führt. Ich hasse das Masketragen, wie meine Brille jedes Mal beschlägt und ich das Gefühl der Maske im Gesicht erst 10 Minuten nach dem Absetzten wieder los bin. Ich ärgere mich auch über das Mädchen, das mich fast über den Haufen rennt, weil es nur Augen für sein Handy hat. Meinen personal space hat es definitiv nicht eingehalten. Aber trotzdem. Das alles sollte uns nicht davon abhalten, freundlich zueinander zu sein. Leuten, die uns sympathisch sind zuzulächeln. Überhaupt zu lächeln. Dem Security Menschen im Stammsupermarkt ein schönes Wochenende zu wünschen. Uns zu freuen, wenn aus dem Nachbargarten Kindergeschrei kommt und am Rhein fröhliche Menschen mit 1,3 Metern Abstand sitzen.

Auf der Rolltreppe runter zum Rewe am Friedensplatz (meinem Stammsupermarkt) lächle ich schon von Weitem dem Typen, der da seit Corona steht und Wägen desinfiziert, zu. Weil der immer dasteht und ich mehrmals die Woche hier bin und wir uns eben anlächeln. Dann fällt mir ein, dass ich eine Maske trage und er mein Lächeln höchstwahrscheinlich nicht sieht. Ich nehme meinen Wagen in Empfang und packe die Gurke, die zu meinem Glück noch fehlte, hinein. In der Schlange vor Kasse 1 verfluche ich mich selbst, weil es Freitag ist und ich nur wegen einer Gurke im ziemlich vollen Rewe bin. Trotzdem lächle ich der Kassiererin zu. Dann fällt mir ein, dass ich eine Maske trage. Ich lächle einfach weiter und glaube, die Kassiererin grinst zurück. Auch wenn ich nur ihre Augen sehen kann.

Ich habe Clemens im Ohr, der sagte, das Ziel sei es, einfach so breit zu grinsen, dass es an den Seiten wieder aus der Maske rauskommt. Ich versuche es bei dm erneut, und glaube, es funktioniert. Sobald ich wieder draußen bin, setze ich die Maske ab. Und fühle sie noch auf dem ganzen Weg nach Hause.

Zu Hause auf meiner Yogamatte scheppert Cats Stimme aus meinem Laptop: Smile. Während mein Arm irgendwo unter meinem Schreibtisch hängt und ich mit einem Bein meine Kleiderstange leerräume, lächle ich und das Ganze wird leichter.

Eigentlich habe ich alle, die auf der Yoga-Welle mitschwimmen, immer belächelt, aber seit Kurzem gehöre ich wohl zu ihnen. Gehöre hiermit sogar zu denen, die ihre Erfahrungen auch noch mitteilen müssen… Nun ja, was ich versuche zu sagen: Smile, even in the hardest posture. Ja, wir leben in einer kuriosen Zeit. Aber sie wird etwas erträglicher, wenn wir uns gegenseitig anlächeln. ◂

»Als wäre **Blickkontakt** allein schon **ansteckend**.«

▸ Wohin mit der Zeit?

Habt ihr durch Corona plötzlich mehr Zeit als ihr brauchen könnt? Unsere Redaktion möchte euch ein paar Sachen vorstellen.

Serie: Black Books (Big Talk Productions)

Clemens empfiehlt

Black Books ist wahrscheinlich die witzigste Serie, die ich je gesehen habe. Der Komiker Dylan Moran spielt Bernard Black, einen oberflächlich misanthropen, äußerst speziellen Buchhändler, der sich seine Kund*innen wegwünscht und wahrscheinlich nichts lieber mag, als die Komposition aus einem guten Buch, einer offenen Flasche Wein und einer glimmenden Zigarette. All das schützt ihn aber nicht vor den Pflichten, denen er als Buchhändler nachgehen muss, um sein kleines Reich am Leben zu halten. Wie durch ein Wunder gerät der frisch gefeuerte Buchhalter Manny Bianco (Bill Bailey) in seine Schuld und beginnt als Mann-für-alles im Buchladen (und Bernards Wohnung) zu arbeiten. Nebenan versucht Fran Katzenjammer (Tamsin Greig) mit einem Geschenkeladen ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was schon daran scheitert, dass sie selbst nicht ganz weiß, was sie darin eigentlich verkauft. Als Trio bieten die drei eine großartige Mischung aus zynischer Komik und sympathischer Peinlichkeit. Die Serie geht dabei abgegriffenen Witzschemen und Stereotypen weitgehend aus dem Weg. Rückblickend bietet sie sogar Star-Besetzung. In einer Folge tritt beispielsweise Olivia Colman auf, die fünfzehn Jahre später (2019) für ihre Rolle in „The Favourite“ einen Oscar bekommen wird.

Die Serie umfasst 18 Folgen à 25 Minuten in 3 Staffeln. Sie sind alle kostenlos auf YouTube zu sehen.

Bildquelle: Wikimedia

Serie: Finger weg! (Too Hot to Handle – Netflix)

Helene empfiehlt

Ich bin Freundin guter Filme und Serien. Mit gutem Cast, guter Story, guten Dialogen… Normalerweise. Aber wir leben in schrägen Zeiten und die erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Reality TV. Falls ihr also mal eine Pause braucht (wovon auch immer), sammelt eure Mitbewohner*innen ein und macht euch bereit für: Too Hot to Handle.

Die Serie hat alles, was eine gute Dating-Show braucht – von 10 Menschen, die sich überdurchschnittlich schön fühlen und im Grunde nur an Sex denken, über Lana (Netflix‘ Version von Alexa), die die Regeln des ‚Retreats‘ aufstellt, bis hin zu einer tatsächlich ziemlich witzigen Kommentatorin. Mein Fazit? Großartige Unterhaltung. Wenn man bereit ist, sich darauf einzulassen. Und sich gleich am Anfang von ein paar Gehirnzellen verabschiedet, um sich so dem Niveau der Teilnehmer*innen anzunähern. No offense, aber a) wer kommt auf die Idee, bei einer Reality TV Dating-Show mitzumachen? Und b) Chloe sagt sogar von sich selbst, sie sei nicht the brightest spark…

Bildquelle: Netflix Medien-Center

Buch: Was man von hier aus sehen kann (Mariana Leky)

Melina empfiehlt

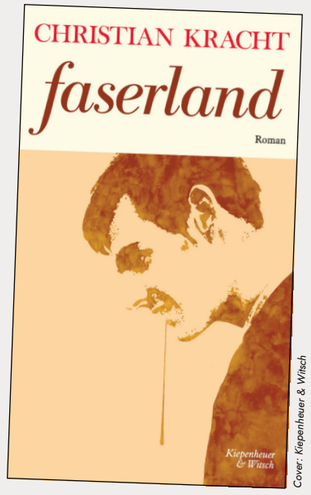
Es passiert nicht oft, dass Bücher mich zu Tränen rühren, aber dieses Buch hat es geschafft. Erst war ich skeptisch, da mir die Romanbeschreibung viel zu rührselig und sentimental für meinen Geschmack erschien, aber aus Mangel an Alternativen griff ich zu und ließ mich ausnahmsweise mal drauf ein. Wir begleiten Luise beim Erwachsenwerden in einem kleinen Dorf im Westerwald. An ihrer Seite: Oma Selma, die ein bisschen wie Rudi Carrell aussieht, aber erst wenn man drauf aufmerksam gemacht wird… Ich könnte nicht sagen, was die Hauptthemen der Geschichte von Mariana Leky sind ohne a) sehr rührselig zu klingen und b) etwas auszulassen. Sagen wir also einfach, es handelt vom Leben und allem, was dazu gehört. Und mehr will ich auch gar nicht verraten, da es viel schöner ist, die Aussage des Buches (oder des Lebens?) selber zu erkennen. Wie gesagt, normalerweise gehört eher Stephen King zu meiner Expertise, aber vertraut mir und lasst euch genauso von dem Buch in seinen Bann ziehen wie mich.

Cover: DuMont Buchverlag

Buch: Faserland (Christian Kracht)

Tom empfiehlt

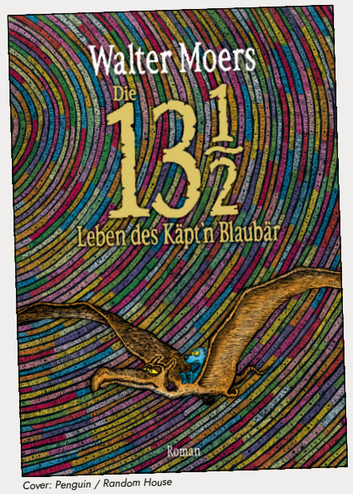
Christian Kracht nimmt die Leser*innen in seinem kontroversen Roman „Faserland“ von 1995 mit in die Zeit der Yuppies der 90er Jahre. Der Ich-Erzähler, ein äußert unsympathischer und überheblicher junger Mann, reist einmal von Nord nach Süd durch Deutschland in die Schweiz. Wie er heißt, was er sonst so im Leben macht und warum er die Reise überhaupt unternimmt, bleibt unerwähnt. Er beginnt auf Sylt, reist über Hamburg, Frankfurt, Heidelberg, München, Meersburg am Bodensee, bis nach Zürich. Dabei erlebt er in jedem Ort wilde Sex- und Drogenexzesse, trifft in der jeweiligen Stadt Freunde, die er eigentlich verachtet. Kracht erzählt auf knapp 170 Seiten über eine Zeit, die offenbar hemmungslos war. Seine Sprache ist sehr direkt, derb und sarkastisch. Im einem Moment fühlt man sich der Person und dem Erlebten sehr nah und wünscht sich in die Zeit zurück, schon auf der nächsten Seite verachtet man den Protagonisten und seine Erfahrungen. Eine Geschichte, der aufwühlt und zwischen den Gefühlen schwankt. Ein Roman, der sich perfekt an einem Wochenende lesen lässt.



Cover: Kiepenheuer & Witsch

Buch: Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär (Walter Moers)

Ronny empfiehlt



Cover: Penguin / Random House

Dieses Buch ist völliger Quatsch. Sehr guter Quatsch. Es ist ein in 20 Sprachen übersetztes Meisterwerk der Synapsenakrobatik und der erste von bisher acht Romanen von Walter Moers, die auf dem Kontinent Zamonien spielen.

Ein junger Blaubär trifft auf Klabautergeister, Zwergpiraten, fleischfressende Pflanzen in Inselform, Rettungssaurier, Prof. Dr. Abdul Nachtigaller und seine Nachtschule in den Finsterbergen (“Wissen ist Nacht!”), Finsterbergmaden, Waldspinnenhexen und viele viele mehr. Damit beim Lesen keine Verständnisfragen offen bleiben, werden Einträge aus dem “Lexikon der erklärungsbedürftigen Wunder, Daseinsformen und Phänomene Zamoniens und Umgebung von Prof. Dr. Abdul Nachtigaller” eingeschoben.

Eine unglaubliche Geschichte über Freundschaften, Liebe, Lügen, Eydeeten mit sieben Gehirnen und selbstständig denkende Elemente – da bleibt kein Zyklopenauge trocken. Abgerundet wird das Buch mit Illustrationen von Walter Moers – als Sonderausgabe auch koloriert. Ich empfehle auch das Hörbuch mit den 1000 Stimmen von Dirk Bach.

▸ Mehr als ein Ort der Ruhe

Der Friedhof ist der bessere Park. Hier zu spazieren macht den Kopf frei und entspannt.

von Tom Schmidtgen

Friedhöfe haben für mich eine ganz besondere Faszination. Dabei bin ich alles, aber kein Goth. Aber ich gehe einfach gerne über einen Friedhof spazieren und besuche verstorbene Prominente. Wahrscheinlich entstand das als Kind, als ich mit meiner Oma oft auf den Neuen Annenfriedhof in Dresden gegangen bin, um verstorbene Verwandte zu besuchen. Wir sind dann immer durch das schwere Eisentor durch, vorbei an der Trauerhalle mit dorischen Säulen, über eine breite Allee zu dem Familiengrab. Immer wieder derselbe Weg. Dort haben wir jedes Mal die knochentrockene Erde gehäkelt, Primeln gepflanzt und ich bin mit einer schweren Gießkanne umher gelaufen und habe die Pflanzen gegossen. Für mich ist das eine prägende Erinnerung. Und dieser Friedhof ist wirklich besonders schön. Neben den klassischen Urnengräbern gibt es große Wiesen mit vereinzelten Bäumen, auf denen man sich begraben lassen kann. Einige Wiesen werden aber nicht mehr als Gräber ausgewiesen und schon hat man das Gefühl, in einem Park zu stehen. Meine Oma erzählte mir mal, dass auf dem Friedhof einmal im Jahr ein Orchester spielte und das früher ein richtiges Event war. Später, als ich das erste Mal alleine gewohnt habe, wohnte ich fünf Minuten von dem Dresdner Friedhof weg, auf dem der Maler Caspar-David Friedrich begraben sein soll. Ich bin da einen Tag mal über den gesamten Friedhof geirrt, weil ich unbedingt an seinen Grabstein wollte. Ich habe ihn leider nicht gefunden.

Harry Potter und die Beatles auf dem Friedhof

Der Friedhof ist für mich der bessere Park. Die Besucher*innen werden andächtig, die meisten steigen vom Fahrrad ab, keiner spielt oder brüllt. Es herrscht eine absolute, innere Ruhe. Solche Orte haben wir selten in der Stadt. Auf einem Friedhof kann ich viel intensiver über Probleme nachdenken und mich entspannen. Dabei reicht es mir eine Runde zu drehen und schon fühle ich mich besser. Während des Spazierens werde ich zwar sentimental. Aber danach genieße ich die Zeit mehr als davor.

Wenn ich im Dunklen an einer Friedhofsmauer entlang nach Hause laufe, fühle ich mich alles andere als entspannt. Ein Friedhof ist nur tagsüber zum Spazieren da, und nur wenn die Sonne scheint. Dann wirkt der sonst triste Ort freundlich und einladend. Bei den monumentalen Steinen oder den Gruften überlege ich mir dann, wie teuer das wohl für die Angehörigen war. Wer einmal ein Familienmitglied beerdigen musste, weiß, dass schon ein normaler Stein mehrere Tausend Euro kostet. Außerdem schaue ich mir die Namen der Verstorbene an, rechne aus wie alt sie geworden sind und überlege, was sie so erlebt haben könnten und wie es wohl so war, in ihrer jeweiligen Zeit aufgewachsen zu sein. Anhand der Grabgestaltung versuche ich zu erschließen, wie der Mensch gelebt hat oder wie in Verwandte in Erinnerung halten wollen. Die einen stehen auf Kitsch, die anderen auf farbenfrohe Blumen. Es ist für mich kein Wunder, dass J.K. Rowling auf einem Friedhof den Namen eines Harry Potter-Protagonisten gefunden hat. Auf dem Friedhof Greyfriars Kirkyard soll ein Grabstein vom Tom Riddell stehen, den sie im Buch zu Voldemort, bürgerlich Tom Riddle, machte. Der Woolton-Friedhof in Liverpool ist eine Touristenattraktion, weil sich dort ein Grab von Eleanor Rigby findet, namensgleich mit einem Beatles-Song.

Besuch bei Piaf, Wilde und Morrison

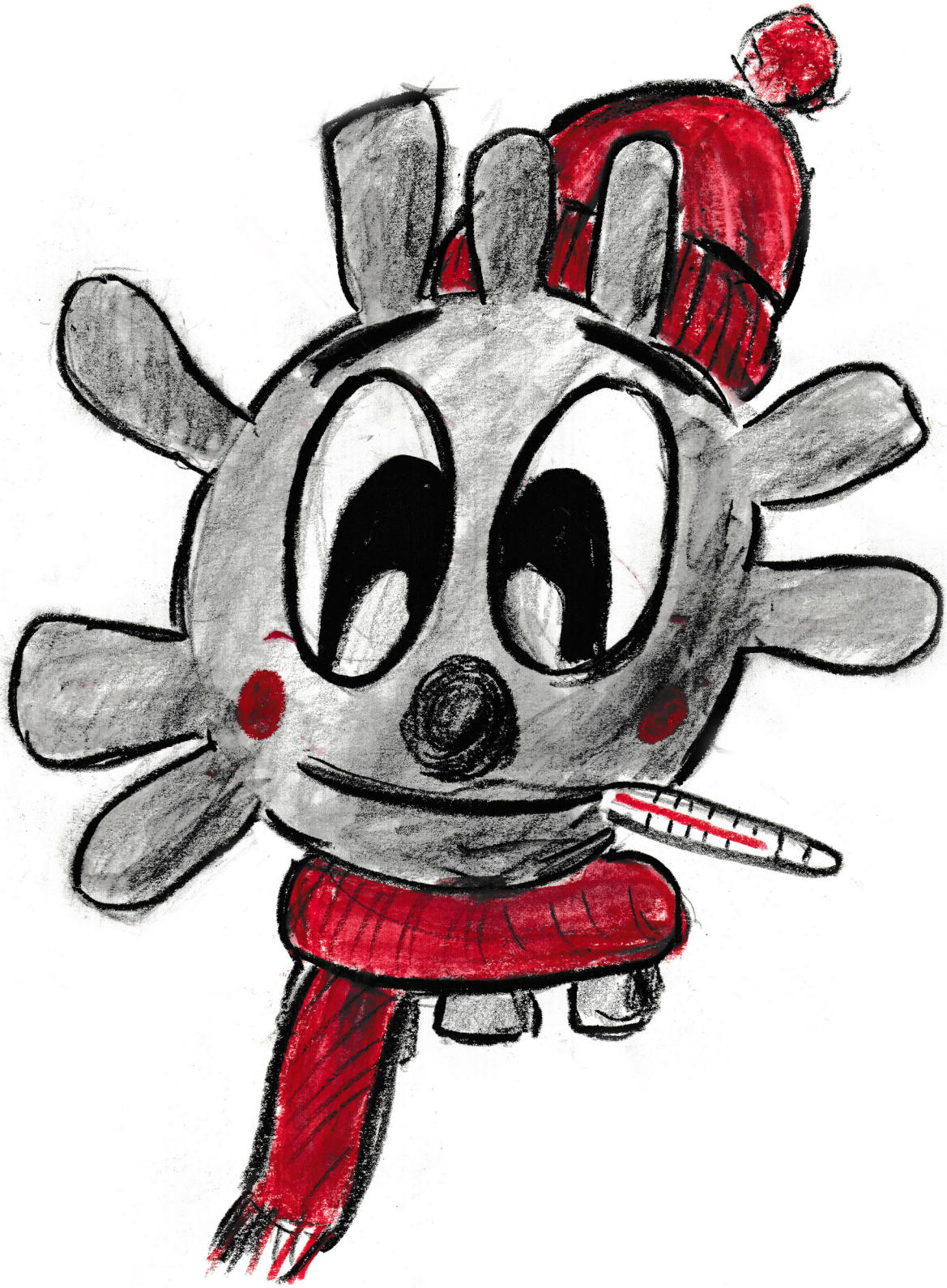
Jetzt wohne ich in Köln, nicht weit vom Friedhof Melaten weg. Der Friedhof wurde Anfang des 19. Jahrhunderts auch als öffentliche Grünanlage und Erholungsstätte geplant. Eine steinerne Friedhofsmauer trennt dort die Stille vom Lärm der Straße. Drinnen spazieren die Kölner*innen, draußen rauschen die Autos auf der stark befahrenen Aachener Straße vorbei. Wenn man in der Mitte des Friedhofs steht, hört man kein einziges Auto mehr und das Singen der Vögel wird hörbar. Der Melaten ist groß, jede Ecke ist unterschiedlich gestaltet. Es gibt kleine, verwachsene Pfade, genauso wie breite, helle Alleen. An den Hauptwegen übertrumpfen sich die Gräber gegenseitig, eins ist auffälliger als das andere. Hier war ich kürzlich, um die Gräber von Dirk Bach und Guido Westerwelle zu sehen.

Gräber verstorbener Prominenter zu besuchen scheint ein echtes Hobby zu sein. In Paris war ich vor einigen Jahren mit zwei Freunden auf dem bekannten Friedhof Père Lachaise, einem der schönsten Friedhöfe der Welt. Der Architekt der Kölner Melaten soll sich den Pariser Friedhof zum Vorbild genommen haben. Père Lachaise liegt an einem Hügel, durch die engen Gassen hinauf muss man sich mit vielen anderen Tourist*innen durchkämpfen. Zwei Millionen Personen besuchen den Friedhof im Pariser Osten jedes Jahr. Hier liegen unter anderem Chanson-Sängerin Edith Piaf und Autor Oscar Wilde. Vor Piafs Grab hatte ich automatisch „La vie en rose“ im Kopf und habe ein bisschen gesummt. Nur wenige Meter neben Jim Morrison wurde eines der Opfer der Terroranschläge in Paris beerdigt. Und als ich vor dem Grabstein stand, musste ich weinen. Ich kannte die Frau nicht. Aber das Bild, das von ihr vor dem Stein stand, die vielen Blumen, die auf dem Grab abgelegt wurden und die Erinnerungen an die Anschläge machten mich traurig. Ich hatte das Gefühl, den Schmerz ihrer Liebsten mitfühlen zu können. Nachher habe ich erfahren, dass der Friedhof auch ein Treffpunkt für Schwule sei, die auf der Suche nach schnellem Sex durch die Gassen cruisen und dann in den kleinen Gruften verschwinden. An keinem anderen Ort liegen Spaß und Trauer so nah wie auf dem Friedhof Père Lachaise. ◂

»Der Friedhof ist für mich der **bessere Park**. Die Besucher*innen werden **andächtig**, die meisten steigen vom Fahrrad ab, **keiner** spielt oder brüllt. Es herrscht eine **absolute, innere Ruhe**.«

Foto: Tom Schmidtgen

Feindbild Coronavirus



Soll dieser süße Virus tatsächlich sterben?

Zeichnung: Jan Bachmann